

Interdisziplinarität und Partizipation als konstruktive Linie der Universität

(Gekürzte Fassung eines Artikels von Dr. Rafael ALVIRA, Universitätsprofessor für philosophische Anthropologie an der Universität von Navarra, aus den Berichten über das 10. Treffen der Spanischen Humboldtgesellschaft, 13.-16.9.2001)

Es war seit eh und je Aufgabe der Universität, Menschen mit Hilfe der Wissenschaft zu bilden. Dabei wurde von Anfang an zwischen sach- bzw. berufsorientierter und humanistischer Ausbildung unterschieden. Man erkannte aber auch, dass stets eine optimale Symbiose zwischen Berufsbildung und humanistischer Formung anzustreben sei.

Die Universität darf sich eben weder mit reiner Berufsausbildung noch ausschließlich mit Humanismus befassen. Sie muss sich auf ihre zentrale Aufgabe, die Pflege der Wissenschaft, konzentrieren. Reflexives, artikuliertes, überprüfbares theoretisches und praktisches Wissen sind sowohl im professionellen wie auch im humanistischen Bereich gefragt. Dieses Wissen im richtigen Ausmaß und in der angebrachten Gewichtung zu vermitteln, das ist die Aufgabe der Universität. Eine ungenügende Balance führt sofort zu Klagen über Mangel an beruflicher Qualifikation bzw. unzureichender humanistischer Bildung der Absolventen.

Wahre wissenschaftliche Erkenntnisse stellen einen wesentlichen Beitrag zur Entwicklung der Zivilisation dar. Fehlen sie, so kommt es sowohl in der Berufsbildung wie auch in der humanistischen Formung zu drastischen Qualitätsminderungen, was sich im persönlichen und im gesellschaftlichen Bereich auswirkt. Die Universität aber ist in Forschung und Wissensvermittlung von zentraler Bedeutung.

Die in unserer Zeit herrschende Überbetonung der Wirtschaft führt zu Bestrebungen, die ein Abgleiten zur reinen Berufsausbildung begünstigen. Man argumentiert heute, dass eine Theorie so beschaffen sein müsse, dass man von ihr eine wirtschaftlich vorteilhafte Wandlung der Praxis erwarten könne. Demnach wäre die Triebkraft für Forschung nach Fortschritt die Suche nach Rentabilität. Es ist aber nicht gleichgültig, ob das Ziel der Wissenschaft in der Wirtschaftlichkeit liegt oder ob die Wirtschaft die Ziele für die Wissenschaft vorgibt, ob man Wissen dem Gewinn unterordnet oder in pragmatischer Weise neben wirtschaftlichen Abläufen auch Wissen erarbeitet.

Natürlich ist es sinnvoll unseren Wissensstand auszubauen und gleichzeitig wirtschaftliche Abläufe zu verbessern. Das ist schon wegen des geforderten Praxisbezugs theoretischer Erwägungen zweckmäßig. Das Problem unserer Zeit ist aber die Dominanz des Strebens nach schnellstmöglichem wirtschaftlichen Erfolg. In diesem Klima droht die Universität zu ersticken. Eine Beschränkung auf einen nicht ausreichend wissenschaftlich fundierten Humanismus ohne Praxisbezug hätte den gleichen Effekt. Es ist eben, nach Worten von Prof. *António Millán-Puelles*, „Aufgabe der Universität ... den materiellen Fortschritt mit der Verteidigung der ewigen Werte in Einklang zu bringen“.

Die Identität der Universität ergibt sich aus einer lebendigen Wissenschaftspflege, die sich immer sowohl an professionellen Erfordernissen wie auch an humanistischen Idealen orientiert. Sie darf also nicht nur Berufsbildung oder nur menschliche Formung anbieten, sondern muss stets beide Aspekte im Auge behalten.

Die Universität ist nach Worten *Ortegas* wesentlich Wissenschaft und Kultur. Es gibt eine enge Verknüpfung zwischen dem Schicksal der Universität und dem ihrer Professoren. Diese alte, evidente Einsicht wird in jüngster Zeit nicht ganz beachtet. Wenn Ortega sagt: „Die Universität muss die institutionelle Projektion der Studenten sein“, dann ist dem entgegen zu

halten, dass der Professor in jeder Hinsicht eine Schlüsselfunktion inne hat, auch in Bezug auf die Lehrinhalte.

Wir haben uns in den letzten Jahren mehr an Sachfragen und spezialisierter Forschung orientiert als am Leben. Aber es zeigt sich nun wieder, dass wir unser Augenmerk in erster Linie auf das Geistesleben, das Leben der Wissenschaft und das der Personen richten sollten. Unsere Professoren müssen wirkliche *Lehrer* sein, die ihre Studenten zu begeistern vermögen und auch die richtige Symbiose finden, die zu einer steten Entfaltung der Universität führt. Dieses aus dem Leben entspringende Wunder entsteht aber nicht durch Verordnungen.

In der Diskussion um eine Verbesserung der Universität fordert man immer wieder Strukturveränderung, mehr Fachorientierung, mehr Geld, kritischen Geist, etc. All das kann eine große Hilfe sein, ist aber nicht das Wesentliche. Eine Universität kann man nicht auf Verordnungen und auf ein Professorenkollegium mit Jobgesinnung aufbauen, noch verträgt sie die heute so häufig aus einer zutiefst skeptischen Haltung entspringende negative Kritik. Man darf nicht übersehen, dass eine aus Liebe zur Sache tätige Person in ihrem Handeln Leben und Würde vermittelt und damit einen Wissenstransfer auf andere Personen erleichtert. Kritischer Geist aber sollte sich, auf sorgfältige Analysen gestützt, stets konstruktiv äußern.

Ohne Liebe gibt es kein Leben, noch gibt es eine Liebe, die nicht belebt, denn sie führt zu höherer Ethik und Ästhetik und zur Suche nach Wahrheit. *Péguy* erinnert uns daran, dass gute Arbeiter früher singend aufs Feld zogen und dass ihre Liebe zum Beruf ohne großartige Planungen einen geordneten, verantwortungsbewussten und mit Würde gepaarten Arbeitsablauf ermöglichte. Man musste sich nicht um eine „Erziehung zu Werten“ bemühen, wie das heute gefordert wird. Ihre Lebensart war für ihre Umgebung erzieherisch wirksamer als der schönste Wertekatalog und die beste Werttheorie.

Was das Niveau einer Fakultät ausmacht, ist das durch Geschmack, Liebe zur Aufgabe, gepaart mit Eifer und einer neidlosen Suche nach dem Guten und nach Verbesserungen gekennzeichnete Ambiente, zu dem auch saubere Wände und zweckmäßige Einrichtung gehören und das vor allem durch das Auftreten und die Einstellung der Professoren und der Studierenden bestimmt wird.

Sokrates, der erste große Meister des Abendlandes, zeigte bereits auf paradigmatische Weise, dass die Methode des Umgangs mit Wissen für den Professor wie auch für den Studenten die gleiche ist. Es braucht einerseits die Erkenntnis der eigenen Unzulänglichkeit und andererseits eine wirkliche Liebe zum Wissen, zwei Grundhaltungen, die sich nicht nur nicht widersprechen, sondern gegenseitig bedingen. Der Weise befasst sich nicht mit der Ignoranz anderer, wie das der Kritiker, noch dazu in oft ätzender Weise tut, sondern mit seiner eigenen Unzulänglichkeit. Hingegen begegnet er anderen in ermunternder und aufbauender Weise.

Einen solchen konstruktiven Geist braucht die Universität, professionell und lebensbezogen, zu hingebungsvollem Einsatz bereit, der zur Liebe zum Detail und zur Suche nach praktikablen, besseren Lösungen führt, der also aufbauend wirkt, menschliche Tugend fördert und sich durch ein hohes Maß an Achtung für Personen und Sachen auszeichnet. Ein solcher konstruktiver Geist adelt die Person, die ihn lebt, begründet die Würde eines Professors, die für ihn der Schlüssel zum Ansehen der Institution Universität und der Reputation der Absolventen ist.

Würde ist die kostbare Synthese von Relativem und Absolutem in einer Persönlichkeit. Man findet seinen Selbstwert im Rahmen eines geeigneten Netzwerkes an Beziehungen und durch in Liebe zu Personen und Sachen gründender Pflichterfüllung.

Für eine bestmögliche Realisierung des Universitätsbetriebes ist aber über das bisher Erwähnte hinaus noch ein für Integration offener, fächerübergreifender Geist erforderlich. Die Universität kann und darf nicht außerhalb der Gesellschaft stehen. Mangelnde soziale Integration schmerzt die Professoren und wird als Angriff auf ihre Würde empfunden. Umgekehrt bedauert man in breiten Gesellschaftsschichten mangelnde Vermittlung menschlicher Bildung.

Es ist nicht leicht, ohne ausreichende Mittel und passende Rahmenbedingungen die Würde zu wahren, aber letztere entsteht nicht und besteht auch nicht aus ersteren. Es ist aber trotzdem Recht und Pflicht von Gesellschaft und Politik, die Rahmenbedingungen für eine freie Entfaltung der Würde zu schaffen. Das aber geschieht nicht nur durch Integration, die schon im Hinblick auf die geforderte Professionalität nötig ist, es braucht dazu auch Interdisziplinarität.

In diesem Zusammenhang sollten wir an die bekannte These Platons denken, die besagt, dass es schlecht ist, eine Teilwahrheit isoliert zu betrachten oder gar absolut zu setzen. Man könnte auch formulieren, dass es schlecht sei, bei seinen Überlegungen einen Teil der realen Gegebenheiten zu unterdrücken. Im Bereich der Praxis ist alles schlecht, was auf einer falschen Theorie aufbaut.

Wenn wir das alte hermeneutische Prinzip „cognitio totius - cognitio partis“ in Betracht ziehen, dann sieht man, dass für die Erkenntnis analytische Verfahren und spezialisierte Vertiefung in verschiedene Aspekte der Wirklichkeit notwendig sind und zu intellektueller Bereicherung führen. Andererseits wäre es aber ein schwerer Fehler, einen Teilaspekt ohne Berücksichtigung der Gesamtheit zu studieren und absolut zu setzen. Die Zeit hat Ortega bezüglich seines Angriffes auf die „Barbarei des Spezialistentums“ recht gegeben. Heute befürworten so gut wie alle Spitzenwissenschaftler ein Mehr an Interdisziplinarität, und das trotz des andauernden Drucks nach weiterer Spezialisierung der Universität.

Es wird immer wieder gesagt, dass nichts über eine gute Theorie geht. Dem müsste man hinzufügen, dass die besten Ergebnisse dann zu erwarten sind, wenn man sich nicht zu sehr beeilt sie zu erzielen. Auch in dieser Frage muss die Universität ihren Geist wahren und Zurückhaltung üben und diese auch in die Gesellschaft hineinragen.

Interdisziplinarität ist, so meinen viele, der Schlüssel zur Universität, ja die Universität selbst. Sie ist aber schwer realisierbar. In unserer Zeit arbeitet jedes Unternehmen fachübergreifend, auch dann, wenn sich die Leute aus verschiedenen Abteilungen schlecht verstehen. Die Geschäftsleitung zwingt sie zur Zusammenarbeit, da ja das jeweilige Produkt gut und zeitgerecht lieferbar sein muss. An den meisten Universitäten fehlt aber ein institutioneller Rahmen für interdisziplinäre Kontakte und oft kennen sich nicht einmal die Mitarbeiter einer Fakultät untereinander. Universalität gibt es zwar in den Unternehmen, aber nicht an den Universitäten.

Woran mag das liegen? - Man müsste Fachsprachen angleichen, gemeinsame Arbeitsmethoden finden, Ziele setzen und dialogbereite Personen finden, denen nicht daran liegt, aus einem Dialog immer als Sieger hervorzugehen. Außerdem fehlt es an Koordination, an Zeit usw.

Interdisziplinäre Arbeit bewegt sich weder im Bereich der Allgemeinbildung, noch ist sie Populärwissenschaft. Sie setzt zwar Allgemeinbildung voraus und natürlich profundes Wissen im eigenen Fachgebiet. Nur wer für sein Fach lebt und es liebt, wird sich ganz darin vertiefen und dabei feststellen, dass er für eine bessere Einsicht in die Zusammenhänge den Bezug zu anderen Fachgebieten herstellen muss. Das betrifft zunächst verwandte oder angrenzende Gebiete, aber auf längere Sicht auch weitere Bereiche, denn der Hauptbezug für Forschung ist der Mensch, der Mensch aber ist (als Gegenstand der Forschung) das beste Beispiel für Interdisziplinarität.

Praxis ist Leben und Leben ist Einheit in der Vielfalt. Etwas zu leben ist die radikalste Form der Partizipation. Mitwirken allein genügt nicht, man muss mit Herz und Hirn für etwas leben, es sich ganz aneignen, ohne dabei anderen etwas wegzunehmen, denn man kann nur dann etwas wirklich besitzen, wenn man es mit anderen teilt. Nur eine von solchem Geist und solchen Professoren getragene Universität kann den Ansprüchen des XXI. Jahrhunderts gerecht werden, auf die sich *Henry Rosovsky* in „Die Universität im XXI. Jahrhundert“ bezieht.

Eine Universität, die nicht in allen Bereichen von einem Geist der Partizipation getragen ist, wäre eine Fehlentwicklung, von kleinlichem Individualismus und versteckter Abhängigkeit von Geld und/oder Ruhmsucht befallen. Auf sie würde das Urteil *Nietzsches* zutreffen, das er in seiner Schrift „Über die Zukunft unserer Bildungsanstalten“ gefällt hat, dass sie „nicht im Entferntesten“ dem entsprechen, was er unter einer Universität versteht.

Es gibt aber eine ständige Herausforderung, die einer möglichen Fehlentwicklung entgegenwirkt. Das sind unsere jungen Studenten, die Jahr für Jahr Hörsäle und Seminare füllen. Ihr Ideal sollte nach Worten des Gründers der Universität von Navarra, des Heiligen Josefmaria Escrivá, darin liegen, „ihre Arbeit wirklich gut zu machen, sich um geeignete wissenschaftliche Ausbildung zu bemühen und das an einer Universität, die für sie ein Zuhause, ein Ort des Studiums und der Freundschaft ist.“ Das Lachen dieser Studenten zeigt uns, dass sie ihre Erwartungen in uns setzen. Wir dürfen sie nicht enttäuschen.